



## Im Chinesen- und Negerviertel New Yorks.

Mit besonderer Erlaubnis des Verlages „Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.“, Breslau, dem Buche „Wolken-Träger“ (182 Seiten, Preis M. 3,80, geb. M. 5.—) von Hans Christoph Kaergel entnommen. Kaergel hat Amerika studienhalber besucht und was er mit warmem Gefühle für Recht und Unrecht erschaute, weiß er ergreifend und packend zu schildern. Was ihn zum Erschauern bringt, ist die ungeheure Steinwüste New York, von der er schreibt: „Vor dem wahnwitzigen Turmbau durchfährt mich ein Grauen.“ Nachstehend Kaergels Schilderung des Chinesen- und des Negerviertels von New York:

### Das dunkle New York.

Der Amerikaner liebt es, davon zu sprechen, daß er der Träger eines neuen sittlichen Empfindens ist, daß ein stetig anwachsender Gesundheitsprozeß ein ganzes Volk froh und glücklich mache. Ich bin seit wenigen Tagen in der gewaltigen Stadt und doch hat es mich fast durch alle Gassen und Straßen geworfen. Nein, diese rumorende, immer hastende Stadt ist nicht „sittlicher“ als irgendeine andere große, dunkle Stadt. Wohl kann man jahrelang durch die Straßen laufen, ehe einmal eine der vielen gemalten Gestalten einem leise winkt, aber sie sind darum nicht sittlicher. Wenn man von der City-Hall, dem Rathaus New Yorks, in den Abendstunden dem Chinesenviertel zuwandert, fühlt man, daß der Abgrund vor einem gähnt, daß über den ekelnden Grund nur dünne Bretter gelegt sind, die den Schein wahren sollen. In die Türen gedrückt, stehen die menschlichen Mamonien mit buntemaltem Wangen und schreiend roten Lippen. Oder die verwilderten Gestalten herumlungender, arbeitscheurer Burischen hocken in Kuckeln vor den dunklen Häusern. Wie werde ich den Raubtierblick vergessen, der mich traf, als ich vor einem chinesischen Laden stand und mich an dem wunderlichen Spiel der Holzstäbchen ergötzte, mit denen die Chinesen schnell und ein wenig geizig den dicken Reis zum Munde führen. Möglicherweise tauchte zwischen mir und meinem Freunde der furchtbare Kopf einer Wassermanschen-Gestalt auf und durchbohrte mich mit einem Blick, der mir das Blut erstarren ließ. Nicht anders mag es dem Opfer der Schlange er-

gehen, das vom Blick des unheimlichen Tieres wehrlos wird.

Wenn in diesem Augenblick nicht ein Führer mit dreißig schaulustigen Menschen vorübergekommen wäre, hätte es uns in einen Handel getrieben, der uns alles gestofet hätte. Was tut es, daß Hunderte von dunklen, kleinen chinesischen Gestalten vor der Tür hocken. Dort schlägt einer den anderen tot. Es kümmert sich niemand darum. Wer sich helfend einmisch, leidet nur mit.

Das sind keine Wildwestgeschichten. Nein, zur selben Minute wird von sechs Räubern in der 2. Avenue ein Lunch-Room ausgeplündert, in dem 75 Gäste ihr Abendbrot verzehren. Täglich schreien die Zeitungen die tollen Geschichten hinaus. Was kümmert es die Millionen. Wenn man nur nicht selbst mitten unter den Ausgeplünderten ist!

Jegendetwas lebt doch vom Abenteuererblut in uns. Was hätte mich sonst wohl gerade am Abend in die Chinesenstadt getrieben? Wir kennen die Abenteuerlust ja alle noch von unserer Jugend her. In unseren Köpfen spudt es noch von Falltürren, Schluchten, unergründlichen Wassergräben, Opiumhöhlen und phantastischen Teeräumen.

Wieviel davon erdichtet ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß in jenem dunklen Häuserblock eine fremde, bunte Welt lebt. In dem kulturlosen, öden, steinernen Häusermeer lebt, eng zusammengepackt, eine Kultur von Jahraufenden. Die hohen, rohen, schmutzigen Backsteinbauten stehen nicht mehr in New York. Sie sind von tausend kleinen und großen, roten und gelben Plakaten behängt. Hoch oben, im 6. oder 7. Stock, brennen knallrote Ampeln in einer Teelaube. Eine weite, unendlich ferne Musik kommt leise in das dumpfe Brausen der vielen Stimmen. Kein Autoschrei. Vor den Häusern host eine Menge dunkler Gestalten. In jedem Hause ist ein Laden. Unter ihnen führen schwarze Treppen wie Schächte in Kellerräume. Aus einem Kellerloch grüßt ein altes, fettes Chinesengesicht. Es grüßt uns nur an. Ueber der Kellertreppe, verschmiert auf ein verstaubtes Brett, das einladende Wort: Restaurant. Aber ich mach' nicht hinunter. Ein erstidender Atem von hundenden Gerüchen fällt mich an. In einem dunkel erleuchteten Kramladen feilschen Chinesen untereinander. Da hängen fette, geräucherte Buten und Gänse über Krüchten, Fische, geräucheretes Fleisch,

Butter — alles zusammengeworfen gebiert den erstidenden Atem.

In einem riesigen Laden ballen sich die roten, grünen und gelben Seidenstoffe. Dort hocken drei uralte Chinesen am Tisch und speisen, unbekümmert um das Straßenleben, ihren Reis. Sie tragen noch die kleinen Seidenkappen und den talarartigen, schwarzen, seideneu Rod. Auf der Straße aber hocken vor jedem Laden zwanzig, dreißig Chinesen in der europäischen Kleidung, die sie alle alt und schemenhaft macht. Sie gehört nicht zu ihnen. Sie sehen aus, als hätten sie Masken an.

Immer wieder muß ich an den alten Chinesen denken, der vor seinem Kramladen stand. Er hob gerade die Handwage hoch und hielt sie unbeweglich. Eine Frucht schien er zu wiegen. Er hielt das eine Auge zugestrichen. Nichts rührte sich an ihm. Hinter ihm brannte ein mildes Licht in einer Laterne, das fiel ihm in das uralte, zerfurchte Gesicht und offenbarte sein ganzes Leben. Wie er auf das Spiel der Wage merkte, sah ich, daß alle Leidenschaften in ihm brennen. Tausendfacher Betrug, grenzenlose Sucht nach Geld, ein entsetztes, weggebrochenes, verlaufenes Leben. Und doch bezwungen. Trotz des uns hohe Alter getriebenen Fluches ungebrochen. Er wägt das Gold ab, das Gold, das sein Leben ist.

### Im Negerviertel.

Es ist wohl doch so, daß unsere Augen nicht alle Dinge sehen, daß wir ein inneres Gesicht haben, das im ersten Ansehen alle Dinge der Welt sieht. Tage und Wochen gingen an mir vorüber und dennoch brachte nicht ein einziger Tag ein neues Gesicht. In einer einzigen Stunde aber erlebte ich die wunderliche, fremde, schwarze Stadt. Ich sah am ersten Morgen auf der Veranda unseres Hauses. Dabei hatte ich den Eindruck, als führe man mich in einem Wohnwagen durch eine neue Welt, die immerwährend auf Reisen ist. Sie hält mit ihrem Wagen irgendwo an, hält Raft und ist am anderen Morgen schon wieder über alle Berge. Die Häuser haben noch immer alle das Wandergesicht. Auf ziegelfestem Grund ist jedes Haus wie ein großer Wohnwagen aus Holz gefeßt. Immer schmückt eine Säulenhalle als Vorbau auch das kleinste Häuschen. Es ist alles mir wie auf ein vorüberziehendes Reisen ge-

baut. Die Häuser haben nicht Wurzeln ge-  
faßt, sind noch nicht Heimat. Warum auch  
eine Heimat bauen, man sucht ja nicht die  
Erde, sucht ja nicht das Leben, sondern das  
Phantom, das Geld, das eine Fülle von  
leuchtenden Tagen bringen soll.

Darum bleibt ihr Haus ein Wohnwagen.  
Ich sitze in einem solchen Wohnwagen und  
fahre durch die Welt. Neben mir ist ein Holz-  
haus aus andere gehoben. Alle haben sie  
das gleiche Aussehen. Ueber dem Erdboden  
hebt sich ein Stodwerl und schon drückt ein  
plattes Dach dem Wachstum den Atem ab.

Fast in jedem Hause spielen Negerkinder  
in den kleinen Vorgärtchen. Müde und faul  
liegen die Weiber in der Veranda. Die  
Männer werfen durch den Tag; am Abend  
kommen sie heim. Scham, in ihren Gesich-  
tern liegt eine unendliche Trauer, die sich bei  
ihren Vätern und Vorfahren mit der Sklaven-  
peitsche ins Gesicht grab. Sie sind Sklaven  
geblieben, nur die Besitzer haben gewechselt.  
Ihr Gebieter heißt „der Dollar“, und er hat  
jetzt genug weiße Sklaven mit unter seiner

Peitsche. Ich sah sie beim Häuserbau als  
Ziegelträger. Sie kehren in allen Wirtschaften  
den Unrat aus den Stuben, sie schleppen als  
„Porter“ die mächtigen Koffer, sie säubern  
die Straßen und stehen im Fahrstuhl. Aber  
überall haben sie den gleichen traurigen,  
stumpfen Blick.

Drüben am anderen Hause hält ein Weich-  
wagen. Das Pferd läßt müde den Kopf  
hängen. Ein Neger steht neben ihm. Ich  
sehe, daß beide den gleichen Blick haben.  
Heimatlos, verkauft, ins Joch gebeugt, tragen  
sie an einem Leben, das nicht zu ihnen ge-  
hört. Nur nebenan wohnt eine reiche Neger-  
familie; wer weiß, wenn sie ihren Reichtum  
verdankt. Der dicke, große Neger trägt den  
geschlossenen schwarzen Tuchrock des Kirchen-  
ältesten und läuft auch an den Werktagen  
blankgeputzt herum wie an den Tagen des  
Herrn. Daheim aber liegt sein Weib im  
Schaufelstuhl und läßt auf dem fetten braun-  
en Fleisch eine Unzahl von echten und fal-  
schen Steinen und Glassteinen im Lichte  
spielen. Kinder spielen auf der Straße. Mit-  
ten unter den schwarzen und braunen kleinen

Erdbilzen leuchtet ein weißes Gesicht auf. Sie  
haben alle nur ein Spiel: den Ball. Er fliegt  
tausend durch die Luft. Und obsonen ein  
Auto das andere überholt, spielen sie unbeirrt  
ihr Ballspiel weiter. Ein Neger steuert vor-  
bei, sein Begleiter hebt im Vorbeizug ein  
Negerkind in den Wagen und alles klatscht  
vor Vergnügen in die Hände. Um die Mit-  
tagsstunde strömt ein satter Pflanzenfetzgeruch  
aus allen Häusern. Nachts aber will es, na-  
mentlich am Samstag, nicht Ruhe geben. Ich  
kann nicht mehr schlafen. Durch die dünnen  
Holzwände heult es unaufhörlich in einem  
ewigen Auf und Ab. Die Neger singen.  
Sie hockt im Hause gegenüber in einer  
heimlichen „Whisky-Schenke“ und zaubern  
sich mit dem schlechtesten Gebräu aus dem  
Rosen ihrer Welt in die Urheimat, aus der  
sie im Grunde genommen nicht gerissen sind.

Sie fahren in den Bretterhäusern immer  
wieder zurück und lärmn in den Nächten  
ihre Heimat herbei. Mich aber durchschauert  
es bei ihrem Gesang. Am anderen Tage  
sehen die Menschen wie Tiere aus, vor denen  
man sich fürchten möchte.

### Aus einem Gedichtzyklus: „Bergleute“.

Von Kurt Kläber.

#### II.

#### Die Alten.

Nicht möglich bogen sich die alten Glieder,  
Das Leben warf sie über Nacht an seinen Rand.  
Sie fielen plötzlich wie die Tiere nieder,  
Und ihre Hade fiel aus müder Hand.

Daß sie noch einmal aus dem Schmerz erwachten,  
Ist ihnen selbst wie ihre größte Not.  
Sie möchten nichts als jeden Tag ummahnen,  
Und stehen stumm und warten auf den Tod . . .

Nur an den Abenden, den Lasten, blaffen,  
Verlassen sie ihr Zimmer und das Haus;  
Und geh'n mit kleinen Schritten durch die Gassen.  
Und endlich löst sich ihre Armut aus.

### Il Duce.

Von Erich Gottgeiren.

Mucius Scaevola hat sich in puncto puncti  
schon hinter den Ohren gekräftigt, Nero hat nicht  
gefragt, hier ein Machtwort zu sprechen — aber  
er, seine Hoheit, Mussolini, der Duce, schritt zur  
Tat: Junggefallen müssen eine so hohe Steuer  
zahlen, daß bald nur noch sehr reiche Männer  
es sich werden leisten können, keine Frau zu  
haben. Des langen Dekretes kurzer Sinn ist  
also der: Liebe sei kein Vergnügen, sondern  
Pflicht. Für Freude um ihrer selbst willen ist  
in Mussolinien kein Platz mehr. Selbst zu  
tanzen ist ja neuerdings in Rom verpönt.

Mussolini liebt es, wenn er mit Nero ver-  
glichen wird, und wenn's die anderen nicht tun,  
besorgt er's selbst; ja war es nicht gerade Nero,  
der seine Tyrannei damit angenehm zu machen  
verstand, daß er fast ununterbrochen das Volk  
Feste feiern und tanzen ließ? Allerdings wurde  
die Begleitmusik nicht von einer Jazzbandkapelle  
ausgeführt, sondern von nach Christenfleisch gie-  
renden, brüllenden Löwen, und so ein Schauspiel  
wäre den faschistischen Kraftmeiern auch heute  
nicht unsympathisch. Ach, wenn man doch auch  
die +++ Sozialisten den Löwen zum Fraß hin-  
werfen könnte!

Mussolini scheint aus der Geschichte nicht viel  
gelernt zu haben. Er wüßte sonst, daß Jung-  
gefallen oft ganz ausgezeichnete Staatsmänner  
abgegeben haben, er müßte an Robespierre,

Saint-Just und Marat denken — aber gewiß,  
das waren alles Revolutionäre, und der Duce  
glaubt vielleicht die revolutionäre Kraft seiner  
lieben Italiener unterbinden zu können, wenn  
er ihnen Frauen anhängt; schon möglich. Am  
liebsten möchte er ja auch das Nachdenken ver-  
bieten, und wenn es wirklich wahr ist, daß die  
römischen Frauen nicht mehr Philosophie studie-  
ren dürfen, macht er auch schon einen ganz hübs-  
chen Anfang. Erlaubt ist nur, was ihm  
gefällt.

Im übrigen: Wenn wir uns schon einmal  
in der Geschichte umsehen, dürfen wir in diesem  
Zusammenhang Dracon nicht vergessen, den grie-  
chischen Archonten. Wenn die Ueberlieferung  
richtig ist, scheint sein Bild dem des Duce gar  
nicht unähnlich gewesen zu sein. Unter seiner  
Herrschaft war alles Volk tugendhaft und brav  
— und wer das nicht war, wurde gar rasch in  
den Hades befördert.

Und wie starb Dracon, der beliebte Dracon?  
Nun, weil er so beliebt und geliebt war,  
zeigte er sich eines Tages dem Volk im Theater  
von Athen. Und das Volk huldigte seinem Herrn.  
Es überschüttete ihn in seiner Liebe mit einer  
solchen Menge von Blumen und Kränzen, daß  
er sanft daran erstickte.

Das ist die Geschichte von Dracons Glück und  
Ende, und Mussolini sollte ruhig mal darüber  
nachdenken.

Aber er wird das nicht tun. Nach neuesten  
Informationen, die soeben aus Rom bei meiner  
Concierge eingelaufen sind, beschäftigt er sich  
schon wieder mit einem neuen Plan. Gut zu-  
hören: Das Kinderzeugen ist an sich eine ganz  
einfache Sache, nicht wahr, es gehört nichts  
weiter dazu als ein „bon petit mouvement“  
(eine nette kleine Bewegung), wie der charmante  
Chevalier in der Pariser Revue „Ca . . . c'est  
Paris“ sprach, aber wirklich entzückend zu singen  
weiß — jetzt hat Mussolini eine Komplikation  
erfunden.

Zweck der Übung ist, gemäß der Wahrheit  
eines alten Ammenmärchens, durch Aufbringung  
entscheidener Faschistengeföhle im entscheidenden  
Moment die Folgen zu beeinflussen, auf daß  
später ein echtes Faschistenbaby in die Welt  
gesetzt werde; schwarz sei die Farbe seiner Ge-  
den. Die Erfüllung der patriotischen Pflicht ist  
nicht schwer, der Mann hat im bewußtesten Augen-  
blick nur dauernd vor sich hinzumurmeln: „Il  
Duce, il Duce, il Duce . . .“ Couc im Ehebett!

Mussolini weiß nur nicht, wie er kontrollieren

soll, daß seine Verordnung auch wirklich befolgt  
wird.

Am liebsten möchte er —  
Aber das geht wirklich nicht.

### Arbeiter im Automobil.

Es wird allmählich unerträglich, wie leicht-  
fertig von gewisser Seite aus zum Massenbaf  
geehrt wird, und es ist Pflicht aller derer, denen  
die Ruhe des Volkes am Herzen liegt, unermüd-  
lich die Unrichtigkeiten des roten Dekapostels zu  
korrigieren. Die Raffgier der Arbeiter kennt ja  
keine Grenzen mehr, obwohl ihnen das Gesetz die-  
selben Freiheiten zugesieht wie der bedauern-  
werten Bourgeoisie, die kaum noch die Ruhe zum  
primitiven Lebensgenuß findet. Man muß den  
Mut haben, die Dinge beim rechten Namen zu  
nennen. Diesen Mut ließ der vierzigjährige  
Greis verniffeln, der gestern in der Straßen-  
arbeiterversammlung eine Rede hielt, deren  
fladerndes Feuer leider im Mißverhältnis zu  
seiner persönlichen Kümmerlichkeit stand. Ge-  
nossen, rief er, das muß anders werden! In jen-  
gender Sommerhitze, im sieberbringenden Herbst-  
regen, im harten Winterfroste stehen wir an den  
Straßen, arbeitend für das blante Brot. Und  
haben wir die Straße fertiggestellt, dann können  
die Automobile der Reichen glatt darüber hin-  
flitzen und haben nichts davon als den Dreck, mit  
dem sie uns bespritzen. Unsere ganze Arbeit hat  
heute keinen anderen Sinn, als dem Bestehenden  
ein bequemes Leben zu ermöglichen. Müssen wir  
nicht endlich auch teilhaben an den Gütern, die  
wir erzeugen? Wir bauen die Straßen, wir  
bauen die Automobile — aber niemals kommen  
wir dazu, unsere arbeitsmüden Knochen im Auto-  
mobil bequem über eine glatte Straße rollen zu  
lassen. Das bleibt ein Vorrecht der Zahlungs-  
fähigen, wie alles, was sie mit dem Gewinn von  
unserer Arbeitskraft erlangen.

Demagogie! Schändliche Demagogie! Weiß  
denn dieser Asphaltarbeiter oder Betonstampfer  
nicht, weseh große Rolle heute das Automobil ge-  
rade im Arbeiterleben spielt und wie die von ihm  
geschmähte Gesellschaftsordnung Sorge trägt, daß  
immer mehr Arbeiter an diesem Kulturfortschritt  
teilhaben? Er brauchte nur an die unzähligen  
Diktatoren zu denken, an deren Steuer doch durch-  
wegs Arbeiter sitzen, die nichts anderes zu tun  
haben, als spazieren zu fahren und von ihrem  
Bod aus hochmütig auf die fuhgehenden Klassen-  
genossen zu gucken. Oder an die vielen Privat-

chauffeurs, die trotz ihrer schmutzen Livree eine tyrannische Freude daran finden, die zarten Frauen und gutmütigen Industriedirektoren zur Arbeitsfron zu lenken. Aber nicht nur den Chauffeurs, nein, jedem Arbeiter steht der Genuß einer Automobilfahrt offen — meist sogar kostenlos. Ist ein Arbeiter so leichtsinnig, vom Neubau zu stürzen oder mit dem Arm in eine Maschine zu geraten oder wegen sorgloschrittener Tüberkulose zusammenzubrechen, so wird er für den Leichtsinn nicht etwa bestraft — nein, man fährt ihn im Automobil spazieren — ins Krankenhaus. Oder wenn er wegen angeblichen Hungers die heiligen Eigentumsgeetze verletzt oder sich im lächerlichen Zorne an dem vorgesetzten Brotherrn vergreift oder gar aus Verzweiflung seine Familie mit tenerem Gas umzubringen versucht — muß er dann kettenbelastet mühsam durch die Strafen wandern, wie es revidens

wäre? Nein, sondern höflich ladet ihn die Polizei zu einer Autotour ein. Und wohnt er in einer großen Stadt, die Autobusverkehr hat, dann darf er dieses moderne Verkehrsmittel schon früh im sechs zur Fahrt an seine Arbeitsstelle beugen. Also zu einer Zeit, wo sein Brotherr noch sorgenvoll im Morgenschlummer liegt. Und stirbt der Arbeiter, darf er auf den sentimentalsten Trauerzug vornehmer Leute verzichten. Erbst wird er auf dem schwarz-weißen Trauerkonto verfrachtet, das ihn ohne langweilige Zeremonien zum Grabe rollt.

Man unterlasse also endlich diese demagogischen Gezeierei. Tatsächlich hat doch der Arbeiter weit öfter Gelegenheit als der Reihe, im Unfall, Rettungs- oder Polizeiauto spazieren gefahren zu werden. Es liegt nur an ihm, von diesen Wohlfahrts-einrichtungen so viel als möglich Gebrauch zu machen. Genel.

## Das rasselnde Ungeheuer.

Von Bela Revez.

Ein großes Ordinationszimmer, wo externe kranke Arbeiter behandelt werden.

Auf langen Tischen in Glasbehältern rosafarbige Pflasterrollen, Bindevaage, Watte; in den offenen Schränken blinken schlanke, dickbauchige, schraubenförmige medizinische Geräte; ein in Leder gebundenes mächtiges Journal auf dem Podium; Männer und Frauen in bis zu den Knöcheln reichenden weißen Mänteln und in der Luft ein herber, über Arzneigeruch.

Die Tür geht auf, ein Arbeiter schiebt sich herein; in der Türöffnung wird für einen Moment eine ungeduldig sich drängende Gruppe sichtbar.

Der Arbeiter tritt bewandert zum weißgekleideten Arzt, sein Gesicht ist sahl, verdrießlich, aber er lächelt.

„Ich bin schon wieder hier, Herr Doktor...“  
Er schüttelt den umgehängten Mantel von sich ab, sein rechter Arm wird sichtbar, er ist vom Ellbogen bis zur Achsel in einer Fiasche und er zückt auf, zuckt zusammen, indem der Arzt die Wunde löst:

„Eine Kontusion... der Oberarm...“

Der jüngere der Weißgekleideten notiert auf dem Podium in das in Leder gebundene Buch, der Arzt schneidet mit der linken Schere, er öffnet nach rechts und nach links die Serpentine der Fiasche und wirft mit seinen in Gummihandschuhen stehenden Händen unbarmherzig schläch die von Blut geschwärmte Watte beiseite.

„Eine Risnwunde... der Unterarm...“

Der gerötete Arm des Arbeiters hängt nackt, unförmig, blasig geschwollen vor dem Arzte, der die kleinen Fleischsegen ordnet, reinigt und jätet, sich dabei mit dem wild werdenden Arbeiter in ein Gespräch einläßt:

„Weshalb gebt ihr nicht acht?... Weshalb gebt ihr nicht acht?... Da hat mans nun...“

Der Arbeiter stampft ätzend auf dem Sessel, der Arzt diskutiert schreiend, er fragt, befiehlt: „Wie ist das passiert?“ Freilich... freilich...“

„Nun, es tut nicht gar so weh...“

Vom grünen Antlitz des Arbeiters rinnt der Schweiß, er seufzt ätzend, reißt den Arm wiederholt zurück und zischt zwischen den knirschenden Bahnen:

„Das Rad...“

„Das Schwungrad...“

Die Reihe der draußen Wartenden wird ungeduldig, ein zweiter, fünfter Arbeiter löst sich von der Tür los, der eine hat die Brust verbunden, dem zweiten wickeln sie vom Kopf

einen Turban aus Watte ab, der dritte zeigt seine Schulter, ein eitriges, blutiges Loch oberhalb der Rippen; der Arzt hält mit seinen raschen Bewegungen inne; er sagt etwas seinem bei dem in Leder gebundenen Buch sitzenden Kollegen, nun betradieren schon beide den Arbeiter, nicht seine Wunde untersuchen sie, sondern seinen Mund, seine Zunge; der Mann mit der Brille neigt seinen Kopf auf die Brust des feig gewordenen Menschen, er ist wohlwollend und gereizt, vom abgearbeiteten Körper herab zuckt er:

„Sind Sie lungentranke?...“

„Solche müssen noch mehr achtgeben... Da hat mans nun...“

„Eine solche Wunde braucht lange Zeit zur Heilung...“

„Wie ist es passiert?...“

Der Blick des verfürten Arbeiters versteht nicht die Anrede, er gafft erschrocken auf den Arzt, er schwigt, leucht, spricht ganz einfach:

„Die Maschine...“

„Die Webmaschine...“

Frauen, Kinder kommen, mit eingewickelten Händen, verbundenen Armen, ein blondes, kleines Mädchen weint und steht zitternd vor dem Arzt, es hält die Rechte mit der linken, der Verband ist noch ganz frisch und indem man ihn langsam löst, wachsen schwarze Rosten auf den Bindungen der Fiasche, der Mann mit der Brille plaudert, lächelt, hantiert schreiend, die weißen Zähne des Mädchens klopfen vor Kälte und es denkt ans Sterben, an dasheim, an Gott, doch es erwidert ohnmächtig:

„Die Maschine...“

„Die Webmaschine...“

Ein fester, strammer Bursche bringt seine Hüfte, sie ist entblößt, sein sehniger Körper neigt sich in der Richtung der Querschung, der Arzt schmalzt gleichsam mit der Zunge, er dreht die schlanke, statuenhafte Figur nach rechts und links, er krabbeln auf der großen Schramme am Arme, fragt; hierauf der Arbeiter:

„Die Transmission...“

„Der Kessel...“

„Der Mann mit der Brille untersucht die Narbenkerben auf seinem Arme, er staunt, der Arbeiter lächelt, mit wilder Lust zählt er sie auf:

„Die Kette...“

„Das Messer...“

„Die Walze...“

Der Arzt geht tiefer, zur zerschlagenen Hüfte, er ist fröhlich, redet ihm zu, klopf den nackten Körper des Arbeiters:

„Ein Hundelknochen, er heißt wieder...“

Er entfernt die herabhängenden Fleischsegen, Knochenzplitter, der Arbeiter brüllt auf:

„Auch dies die Maschine...“

„Immer nur die Maschine...“

Die Karawane marschiert auf, zieht wieder ab, der eine mit blutendem Kopf, der andere mit gespaltenen Achsel; zerschmetterte Hände, eitrige Arme, verbrühte Schenkel kommen in langer Reihe, und ich hörte die entsetzte, leuchtende, kühlere Meldung:

„Der Dampfhammer...“

„Die Siebtrommel...“

„Die Maschine...“

Wer ist dieses metallene Ungeheuer, das mit seinen drehenden Armen lebendiges Fleisch an sich reißt? Mit seinen haspelnden Nadeln, Walzen, Garn und knorpelige Finger für sich kniet? Mit seinem Riemen, seiner Kette schwingt es Zentner in die Höhe und reißt den ahnungslosen Arm des Arbeiters an sich! Es brummt, brüllt, entfacht Feuer durch Feuer und bläst es mit seiner Flammenzunge in die Augen des Arbeiters! Seine bligen Speichen begießt es mit Blut! Es berstet sein abgenühter Leib und Kräfte, Ohren und alles, was zu Menschen gehört, fliegt herum!

Wer ist dieses rasselnde Ungeheuer? Unter heulenden Sirenen im schwarzen Sonnenschein der Hochöfen, in brausender Nacht schwüler Werkstätten und Reihburgen?...

Wer ist es?...

## Adri.

In einem Kampong (Dorfe) in der Nähe Batavia's wohnt Adri.

Adri ist etwa 10 Jahre alt, ein strammer, kleiner brauner Bursche mit glänzenden schwarzen Augen, malaiischen Gesichtszügen und dunkler Haut.

Das alles wäre nichts besonderes. Solcher kleinen Adris kaufen Hunderttausende in dem Kampong des niederländisch-indischen Archipels herum.

Aber unser kleiner Adri tut sich doch besonders hervor, sein Haar ist blond. Sein Haar leuchtet und schimmert in übernatürlicher, in direkt herausfordernder artiger Blondheit...

Das blonde Haar belastet Adris junges Herz mit schwerem Kummer. Denn seine Dorf- und Altersgenossen behaupten, er sei nur ein halber Malaie. Sein Haar beweise, daß er nur ein halber Malaie sei!...

Furchtbar! Das schlimmste aber für Adri ist, daß er diese „enechtende“ Behauptung nicht entkräften kann, indem er zu seiner malaiischen Mutter triumphierend auch einen richtigen malaiischen Vater vorweist. Das Allerpainlichste jedoch: der Adri, dieser Unglücks Mensch, hat überhaupt keinen Vater und seines Wissens nie einen gehabt!

Und seine Mutter? Die wird seinen Vater wohl auch nur eine Nacht gekannt haben...

Wie einen drückenden Mafel trägt nunmehr Adri seine Blondheit durchs Leben.

Und sein Vater? Sein Vater wird irgendein blonder europäischer Matrose sein, der ahnungslos irgendwo in der Welt herumfährt, ahnungslos, daß kein kleiner braunblonder Sohn, von dessen Existenz er nichts weiß, und niemals wissen wird, einen großen Schmerz im Herzen trägt: den Schmerz, sein Sohn zu sein. Der Sohn eines Vaters zu sein, der kein Malaie ist... Wo bleibt, kleiner Adri mit dem Blondhaar,

deine Ehrfurcht vor den weißen Herren, den Oberen deiner Heimat, deren Blutsverwandtschaft mit dir du als Schmach und Schande empfindest? Werst du nicht, daß dein Vorwurf und deine Klagen beleidigend sind?

Eva Berg, Soerabaja.

### Aus der Welt des Wissens.

**Fortpflanzungsfähigkeit der Auster.** Eine ausgewachsene Auster legt über 9 Millionen Eier. Wenn die Brut nicht so viele Feinde hätte, könnte die Auster also ein Volksgenussmittel sein.

**Ausgrabungen in Herculaneum.** In einem Hinterladen von Herculaneum fand man einen Protolab mit einem eingedrückt Namen, der seine Form vollständig bewahrt hat. Man nimmt an, daß das Brot 79 v. Chr. gebacken worden ist und somit fast 2000 Jahre alt ist.

**Seegrass als Nahrungsmittel.** Hundert Millionen Pfund einer Seegrassart werden jährlich von den Japanern konsumiert. Es kommt in verschiedenster Form in den Handel, die Stöten und Stengel, die überzuckerten Samen, als Gewürz, sogar als Tee. In Oita allein verwandeln 15 Fabriken das Seegrass in Schwarten. Aus einer anderen Meeresspizze, Agar-Agar, wird in Japan Gelatine hergestellt; in Japan wird sie sowohl zur Herstellung von Feuerterschüssen als zum Dicken von Suppen verwendet.

**Kraftleistungen von Vögeln.** Die fleißigsten unter unseren Vögeln sind Fliegenfänger und Schwalbe. Sie haben vier Zunge zu füttern und fangen nur ganz kleine Insekten, und zwar im Fluge; zu diesem Zwecke müssen sie täglich unglaubliche Strecken zurücklegen. Sie suchen von Sonnenauf- bis Untergang durchschnittlich alle zwei Minuten das Nest mit Futter auf.

**Chloroform** wurde 1831 von Liebig erfunden, während sie gleichzeitig ein Franzose Eugene Soubeiran erfunden haben soll. Als Beräubungsmittel wurde sie aber erst 1848 angewandt.

**Fresco-Malerei** (al fresco = auf Feuchtem) heißt die Kunst, an Wandflächen, auf dem noch feuchten, frischen Kalkbewurf dauerhafte Gemälde (Fresken) auszuführen. Nur Wasserfarben können zur Fresco-Malerei verwandt werden. Durch die 1876 erfundene Stereochromie wurde die Technik der Kunst wesentlich erleichtert.

**Kakaobaum** ist ein bis zu 15 Meter hoher Baum Mittelamerikas, der neuerdings aber auch in Asien und Afrika kultiviert wird und dessen melonenähnliche Frucht im Innern mit einem weißlichen Brei erfüllt ist, in dem die Samen, die sogenannten Kakaobohnen, reifenweise liegen. Seit den ältesten Zeiten ist der Kakao ein wichtiges Nahrungsmittel, das hauptsächlich zur Bereitung der Schokolade benutzt wird.

### Allerlei.

**Statistik der amerikanischen Millionäre.** Die von der Einkommensteuerverwaltung der Vereinigten Staaten zusammengestellte Statistik ergibt, daß es zurzeit in Nordamerika rund 11.000 Dollarmillionäre gibt; man wird also die bekannte Redensart von den „Oberen Zehntausend“ ändern müssen. Im einzelnen verteilen sich die Dollarmillionäre auf die Staaten ziemlich genau entsprechend der Bevölkerungsziffer, so daß also der Staat New York mit 2800 an der Spitze steht, gefolgt von Pennsylvania und Illinois. Am Ende der Liste stehen mit je einen oder zwei Millionen New Mexiko, Nord- und Süd-Dakota und Nevada. In Hawaii haben nicht weniger als 30 Dollarmillionäre ihren ständigen Wohnsitz.

**Restroy's Semmelreig.** Als die Alt-Wiener Bäckermeister beschlossen hatten, die Semmeln

kleiner zu machen, erschien der berühmte Komiker Restroy in einem Frack auf der Bühne, dessen Knöpfe durch Miniatursemmeln ersetzt waren. Darob große Aufregung in der Bädergenossenschaft, die dem Komiker gerichtlich belangte. Restroy wurde tatsächlich zu 48 Stunden Arrest wegen Beleidigung eines ehrbaren Standes verurteilt. Als er nach Abbüßung seiner Strafe wegen Beleidigung wieder auftrat, ließ er sich von einem Gegenspieler fragen, wie es ihm denn im Karzer ergangen sei und ob er dort nicht Hunger erlitten hätte. „O nein,“ antwortete Restroy, „die Tochter des Gefängniswärters, die in mich verliebt ist, schob mir immer Semmeln durch das Schlüsselloch zu.“ Die Genossenschaft betrachtete sich als hinfänglich blamiert und unterließ es daher, noch weitere Debatten mit dem Komiker heraufzubeschwören.

**Eine Expedition zur Erforschung der australischen Ureinwohner** ist mit Hilfe der Rodeseller-Stiftung ausgerüstet worden und wird demnächst Adelaide verlassen. Die Ureinwohner Australiens sterben nämlich aus oder verwandeln sich so schnell unter europäischem Einfluß, daß nur noch einige Jahre bleiben, um diese interessanten Stämme genau zu erforschen. Die Expedition, der verschiedene hervorragende Gelehrte angehören, ist sehr reich ausgerüstet und will anthropologisches und physiologisches Material sammeln. Man wird u. a. die Sprachen, Sitten und Ausrufe der einzelnen Stämme durch Platten festhalten und von ihnen kinematographische Aufnahmen machen.

### Allerlei Hausrezepte

**Schmutzige Wände reinigt** man mit einer Paste, die man auf folgende Weise herstellt: Man kocht ein Handvoll Soda und mischt sie mit Mehl zu einer steifen Paste.

**Kleine Stücke von zerbrochenem Glas,** die sich nicht ausbleichen lassen, nimmt man mit einem feuchten wollenen Lappen auf.

**Seide erhält nach dem Waschen ihren alten Glanz wieder,** wenn man dem Spülwasser Terpentin beifügt (auf circa 10 Liter Wasser 1 Teelöffel voll). Zum Trocknen hänge man die Seide in die Luft. Unfeinigt bügelt man sie, solange sie noch feucht ist.

**Beim Waschen von Lederhandschuhen** trauße man einige Tropfen Del in den Seifenschaum; in neuem Seifenwasser spüle man sie aus, drücke sie in einem Handtuch so trocken wie möglich und hänge sie in die Luft. Das Del erhält das Leder weich und geschmeidig.

**Emaillgeschirre** darf nie mit Soda gewaschen werden. Mit etwas Salz eingerieben, verschwinden alle Flecke spurlos.

**Teeflecke aus Leinen entfernt** man auf folgende Weise: Man mischt etwas Eibotter mit der gleichen Menge Glycerin, trägt das auf den Fleck auf und läßt es darauf eintrocknen. Spült man dann in kaltem Wasser nach, so ist der Fleck verschwunden.

**Messer bleiben länger scharf,** wenn sie nicht in heißes Fett oder heißes Spülwasser getaucht werden.

**Verstopfen des Ausgusses wird verhindert,** wenn man einen Tamponweiz auf die Löcher legt; derselbe hält die fettigen und verstopfenden Bestandteile des Spülwassers auf. Man erneuert ihn, um üblen Geruch zu vermeiden, öfters.

**Silber wäscht** man am besten mit Wasser, dem ein Teelöffel Borax beigegeben wurde.

**Tinten- und Rostflecke** können durch Salz, rechtzeitig angewandt, entfernt werden. Etwas Salz im Saft einer Zitrone läßt man im Sonnensicht auf den Flecken zergehen und spült dann gründlich mit lauwarmem Wasser nach.

### Heiteres.

**Der Patient.** Herr Platt hat eine leichte Grippe. Seine besorgte Gattin Hermia holt schleunigt ein Pulver aus der Apotheke. Ein Bekannter kommt zu Besuch und fragt: „Wie geht es?“ — „Biep,“ jagte Platt. — Hermia stürzt an das Bett. — „Wie?“ fragt sie. — „Biep!“ — Da geht Hermia ein Licht auf. „Mein Gott, nun habe ich das Pulver mit dem Kanarienvogelstatter verwechselt!“

**Chef:** „Aber ich bitte Sie, Bewaltigungswollen Sie? Halten Sie mich denn für einen Dummkopf?“ Angefällter: „Nein, aber ich dachte, Sie würden mich dafür halten, wenn ich nicht drum wäre.“

**„Aber, Bessy, warum hast du denn zwei Sorten Priespapier auf deinem Schreibtisch?“** — „Wenn ich Henry schreibe, nehme ich das rote — das bedeutet Liebe. Und wenn ich Georges schreibe, nehme ich das blaue — das bedeutet Treue.“

**Das letzte Mittel.** „Also nahe mir doch endlich die Knöpfe an meinen Ueberzieher an! Die Frauen denken ja sonst alle, ich sei noch unverheiratet, und wollen mit mir pöuffieren.“

**„Herr Studienrat, haben Sie in Ihrer Klasse auch Kinder, die etwas aus der Art geschlagen sind?“** „O ja — zwei sind da, die haben sehr gute Manieren.“

**„Am Gottes willen, Männe, Bubi hat deine blaue Tinte ausgetrunken!“** „Das macht gar nichts, dann werde ich eben mit meinem Füllfederhalter schreiben!“

### Rätsel-Gcke.

#### Eilbenrätsel.

Aus nachstehenden 52 Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Spruch ergeben: ba ch ch e r da dan de di e e e e ei e el frei fun ha ha har korv lord lauf lin ma ment ni mit mu ntp nts ni nur o ons po pou re re rei rei rie se sen si stab ster stro te u va vt waq wich wo. (ch = ein Buchstabe.) — Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Gefährliches Unternehmen; 2. Straußent; 3. Stadt in Sachsen; 4. Unterbon; 5. Gepäckstück; 6. König von Portugal; 7. Figur aus den Rabelungen; 8. bekannter Käufer; 9. Teil der Heeresleitung; 10. Christfiedler; 11. Stadt in Polen; 12. englische Seestadt; 13. einheimischer Name für Japan; 14. Schlußverz; 15. Teil des Fohrades; 16. Vogel; 17. Schiffschaden; 18. Stadt am Bodensee; 19. Metall; 20. sportliche Höchstleistung.

#### Kurios.

Ein Laut ist, der sich zwischen „ie“ und einem Fluß Italiens stellt; Verbunden sind sie Harmonie und eine ideal Woll!

#### Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

**Silbenrätsel:** 1. Margileh; 2. Indigie; 3. Eider; 4. Marmor; 5. Abscheu; 6. Kartoffe; 7. Deuch; 8. Jode; 9. Silber; 10. Lemis; 11. Foklorei; 12. Reichenbach; 13. Epos; 14. Irene; 15. Dattel; 16. Erwerb; 17. Robus; 18. Nordert; 19. Jiri; 20. Chablis; 21. Louist. — Rientand ist frei, der nicht Herr über sich selbst ist. (Matthias Claudius.)